

INTELLEKTUELLE

Der Begriff des »Intellektuellen« ist etwas aus der Mode gekommen. Drei Jahrhunderte, ungefähr bis zur Jahrtausendwende, war er sehr beliebt. Aber dann... kam das Internet und erklärte die Wohn- und Arbeitszimmer mit den Bücherwänden, die alte Ästhetik der Intellektuellen für obsolet. Denn vieles am Intellektuellen ist Pose, erklärt Hannelore Schlaffer in ihrer Abhandlung »Rüpel und Rebell«, in der sie die »Erfolgsgeschichte des Intellektuellen« seit Diderot erzählt. Deren Habitus sei mehr eine Frage des Benehmens als der Zeitläufte: Der Intellektuelle lasse sich vorrangig definieren über seinen Lebensstil, nicht durch sein Programm, »denn er hat keines«. Er sei ein »Denker und Redner aus dem Abseits« und richte »seine Kritik immer gegen das andere und die anderen, sich selbst setzt er absolut«. Er neigt zur Übertreibung und ist so »Besserwisser, Spötter, Verächter, Schwadronneur, Stadtstreicher, Schlampener«. Seine Absicht sei es, »zu prüfen, nicht zu handeln«. Erschienen ist dieses ebenso lehrreiche wie kurzweilige Büchlein über die Vor-Internetzeit in der sehr sympathischen Intellektuellen-Reihe »Essay« des Verlags zu Klampen (189 S., 20 €).

FRIEDRICH LUFT

Im früheren Westberliner Frontstadt-sender RIAS (Rundfunk im Amerikanischen Sektor) war Friedrich Luft die »Stimme der Kritik« und sprach flotte Feuilletons zum Hören, jeden Sonntag, von 1946 bis 1990. Die besten Stücke sind jetzt in dem Band »Über die Berliner Luft« versammelt, ausgewählt von Wilfried F. Schoeller. Es geht darin nicht nur um Berlin, für Luft gekennzeichnet durch »trockene Unbedingtheit und kräftige Skepsis«, sondern auch um New York, London und Paris. Das Problem ist überall das selbe: »Menschlicher Schwachsinn ist leider ebenso rege und erfinderisch wie menschliche Klugheit.« Er selbst nennt sich teilweise »Urbanus«, das klingt heute so süß wie aus einem alten Science-Fiction-Buch. In seiner ersten Sendung stellte sich Luft so vor: »Ich bin 1,86 groß, dunkelblond, wiege 122 Pfund, habe Deutsch, Englisch, Geschichte und Kunst studiert, bin geboren im Jahre 1911, bin theaterbesessen und kinofreudig und beziehe die Lebensmittel der Stufe II. Zu allem trage ich neben dem letzten Anzug, den ich aus dem Krieg gerettet habe, eine Hornbrille auf der Nase. Wozu bin ich da? – ich soll mich für Sie plagen.« (Die Andere Bibliothek, 431 S., 42 €).

SUSAN SONTAG

Die Essayistin, Dramatikerin und Filmemacherin Susan Sontag (1933–2004) war eine Top-Intellektuelle, wie von Hannelore Schlaffer in »Rüpel und Rebell« beschrieben. Ihre Texte, vor allem aus den 1960er und 70er Jahren sind immer noch sehr bedenkenswert. Für den »Rolling Stone« traf sie der Journalist Jonathan Cott 1978 in Paris und in New York zu mehreren Gesprächen, die insgesamt 12 Stunden dauerten und die man nun in dem Band »The Doors und Dostojewski« nachlesen kann. Es geht um Feminismus, Fotografie, Malerei, Popmusik, Godard, Baudelaire, Cixous und auch um Sontags damalige Krebserkrankung. Sie sagt: »Wenn ich nachts um vier wach liege, stelle ich, statt Schafe zu zählen, im Kopf Antologien zusammen.«

Heute gelten die 70er-Jahre ja als gerade zu golden, trotz Ölkrise und dem Ausbau der Atomindustrie (der ja auch einher ging mit dem Ausbau der Ökologiebewegung). Doch schon Ende der 70er-Jahre findet es Sontag entmutigend, »wie gering moderne Kunst heute geschätzt wird, dass ich nicht mal mehr in Essays dagegen angehe. Ende der 60er Jahre hatte ich tatsächlich den Eindruck, der Kampf wäre gewonnen, aber es war ein flüchtiger Sieg. Wenn ich jemanden sagen höre, er mag Dostojewski nicht, weil er zu chaotisch ist, fällt mir dazu nichts mehr ein. Vielleicht sind die Leute einfach erschöpft und brauchen eine Pause? Aber dann wiederum frage ich mich: Warum sollten wir ihnen einen Pause gönnen?« (Kampa, 157 S., 20 €).

Ein Bild-Text-Band von Dieter Hoffmann über Albert Einstein in Berlin

Das »bezahlte Genie«

Von Monika Melchert

Unter den Linden fand sich damals der Sitz der Preussischen Akademie der Wissenschaften, gleich neben der Friedrich-Wilhelms-Universität. Das ist die Gegend, in der sich Albert Einstein oft bewegt. Und natürlich draußen in Dahlem, im Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie.

Nicht die Stadt Berlin zog Einstein an, als er im Frühjahr 1914 von Zürich nach Berlin ging, wohl aber die exzellenten Möglichkeiten für seine wissenschaftliche Arbeit: »als Akademie-Mensch ohne irgendwelche Verpflichtung, quasi als lebendige Mumie«, wie er ironisch in einem Brief formuliert. Und nicht zuletzt ist es auch seine Cousine Elsa Einstein, die 1919 seine zweite Ehefrau wird.

Fast zwei Jahrzehnte wirkt der berühmte Physiker und Nobelpreisträger schließlich als »bezahltes Genie« in der Reichshauptstadt, die Anfang des 20. Jahrhunderts das Zentrum der wissenschaftlichen Forschung war, insbesondere auf dem Gebiet der Physik. Alles, was Rang und Namen hatte, arbeitete hier und besuchte Berlin diese Konzentration weltberühmter Gelehrter, allen voran Max von Laue oder Max Planck.

Um Einstein nach Berlin zu holen, bot man ihm mit 12 000 Mark das Höchstgehalt eines deutschen Universitätsprofessors, ohne die Verpflichtung, regelmäßige Vorlesungen zu halten. So ist Einsteins Name für immer verbunden mit Berlin, wo er im November 1915 in der Akademie der Wissenschaften die Vollendung seiner Allgemeinen Relativitätstheorie vortrug.

Der Autor Dieter Hoffmann, Physiker und Wissenschaftshistoriker, hat die Spuren Albert Einsteins in Berlin verfolgt: die drei Wohnungen in der Ehrenbergstr. 33, der Wittelsbacherstr. 13 und der Haberlandstr. 5; insbesondere auch seine wissenschaftlichen Wirkungsstätten, bis hinaus nach Treptow, wo die Sternwarte mit ihrem Riesenfernrohr eine naturwissenschaftliche Attraktion bildete. Dort hält Einstein mehrere populärwissenschaftliche Vorträge, etwa



Neueste Radios 1930: Albert Einstein bei der Eröffnung der Berliner Funkausstellung

Foto: Bundesarchiv/vbb/Georg Pahl

»Über Relativität der Bewegung und Gravitation« am 2. Juni 1915, denn an der Verbreitung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse liegt ihm viel. Er ist sich auch nicht zu schade für einen Vortrag in der MASCH, der Marxistischen Arbeiterschule.

Ebenso anschaulich zeigt Hoffmann Einsteins Verbindungen im Freundes- und Bekanntenkreis, die die Spuren Albert Einsteins in Berlin verfolgt: die drei Wohnungen in der Ehrenbergstr. 33, der Wittelsbacherstr. 13 und der Haberlandstr. 5; insbesondere auch seine wissenschaftlichen Wirkungsstätten, bis hinaus nach Treptow, wo die Sternwarte mit ihrem Riesenfernrohr eine naturwissenschaftliche Attraktion bildete. Dort hält Einstein mehrere populärwissenschaftliche Vorträge, etwa

Das Leben in der Metropole behagt ihm nicht immer, vieles ist ihm zu laut und zu hastig. Die Stadt Zürich, wo er studiert und bald schon

seine Kommilitonin Mileva Marić geheiratet hatte, war viel übersichtlicher und in ihren Proportionen für seine Art zu leben angenehmer. »Ich verstehe jetzt die Selbstzufriedenheit des Berliners. Man erlebt so viel von Außen, dass man die eigene Hohlheit nicht so schroff zu fühlen bekommt wie auf einem stilleren Plätzchen.«

Albert Einstein liebt das Segeln, und als er 1929 sein Sommerhaus in Caputh bei Potsdam beziehen kann, entworfen vom jungen Architekten Konrad Wachsmann, ist er endlich ganz angekommen. Die politischen Kämpfe am Ende der Weimarer Republik jedoch gefährden diese komfortable Situation immer mehr. Trotz zunehmender antisemitischer Angriffe gegen seine Person lehnt er Rufe ins Ausland vorläufig ab und hält

so lange wie möglich an Berlin fest. Er bekennt sogar: »Berlin ist die Stätte, mit der ich durch menschliche und wissenschaftliche Beziehungen am meisten verachsen bin.«

Diese einzigartige Atmosphäre wissenschaftlicher Kreativität, die intellektuellen und künstlerischen Anregungen von vielen Seiten, das bindet ihn an die Hauptstadt – bis die Nationalsozialisten ihn als Symbolfigur der »jüdischen Wissenschaft« in die Emigration zwingen. Von einem Forschungsaufenthalt in den USA, begonnen am 6. Dezember 1932, kehrt er mit seiner Frau nicht mehr nach Deutschland zurück – ein Abschied für immer.

Im März 1933 legt er öffentlich seine Akademie-Mitgliedschaft nieder. Den Zerstörungen im Zweiten Welt-

krieg fielen auch eine Reihe Gebäude zum Opfer, die Einsteins Lebensorte in der Stadt markierten. Von seinen Wohnungen haben nur das Haus Ehrenbergstraße in Dahlem und das Sommerhaus in Caputh die Zeiten überstanden. Gedenktafeln in der Ehrenberg- und der Haberlandstraße erinnern heute daran, dass hier einst der weltberühmte Wissenschaftler wohnte. Besonders attraktiv macht »Einsteins Berlin« das Gegenüber von zahlreichen historischen Abbildungen und Karten mit Fotografien von heute. Sie laden geradezu ein zu einer Tour durch die Stadt auf den Spuren Albert Einsteins.

Dieter Hoffmann: Einsteins Berlin. Verlag für Berlin Brandenburg (vbb), 160 S., 152 Abb., geb., 25 €.

Der Krimi »Krumme Type, krumme Type« von Tom Franklin handelt von toxischen Familiengeheimnissen

»Krepier«, krächzt der maskierte Schütze

Von Eric Breiting

Chabot, ein 500-Seelen-Kaff im US-Bundesstaat Mississippi. Tina Rutherford, die 19-jährige Tochter des Sägewerk-Besitzers, ist verschwunden.

Alle glauben, dass Larry Ott sie umgebracht hat. So wie vor 25 Jahren Cindy Walker. Auch wenn man damals keine Leiche fand.

Die frühreife 15-Jährige war ein einziges Mal mit dem linkischen Larry ausgegangen. Nach dem Autokino hat kein Mensch sie jemals wieder gesehen. Ohne Leiche konnte die Polizei konnte Larry nicht überführen. Das Dorf sprach ihn trotzdem schuldig. Sein Leben gefror.

Jetzt schraubt er in der Werkstatt seines toten Vaters an Karren herum und stopft abends im Elternhaus Fastfood und Horrorromane in sich hinein. Er wird von allen gemieden. Eines Abends geht er zur Tür und wird angeschossen. »Krepier«, krächzt der maskierte Schütze seinem Opfer zu, das am Boden liegt.

Der schwarze Ortspolizist Silas Jones rettet sein Leben. Er ist das Gegenteil von Larry: Alle mögen ihn. In der Jugend war er ein guter Baseballspieler. Er soll in dem Fall ermitteln und verschweigt dabei, dass er Larry früher nahestand.

Sie lernten sich Anfang der 80er Jahre kennen. Silas war ein Kind und stand mit seiner Mutter zähneklap-

pernd am Straßenrand. Sie waren mit ein paar Habseligkeiten aus Chicago gekommen. Larrys Vater hielt an, ließ die beiden einsteigen und dann in einer Hütte auf seinem Land wohnen.

Einen Sommer lang stromerten der schwarze und der weiße Bub umher wie Tom Sawyer und Huckleberry Finn. Weiße Männer beendeten ihre Freundschaft.

»Krumme Type, krumme Type« steht seit Monaten zu Recht auf Platz eins der Krimibestsellerliste. Die US-amerikanische Fassung von 2010 gewann fünf Preise, unter anderem den britischen »Gold Dagger Award« für den besten Kriminalroman. Für die Die »New York Times« ist das Werk einer der wichtigsten Romane der

letzten Jahre. Der Titel bezieht sich auf einen in den Südstaaten oft verwendeten Kinderreim und rückt die beiden Außenseiter in den Mittelpunkt.

Der Roman erzählt zart und zutiefst berührend von Einsamkeit, verratener Freundschaft und toxischen Familiengeheimnissen. Nicht zuletzt illustriert er William Faulkners berühmten Satz: »Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen.«

Weißer und Schwarzer drücken in den Südstaaten zwar schon lange die gleichen Bänke in Schule oder Kirche, doch über ihnen schwebt weiter der Geist der Sklavengesellschaft, der sich jederzeit in rassistischem Hoch-

mut, Hasstiraden oder Gewalt entladen kann.

Tom Franklin weiß, wovon er erzählt. Er wurde 1963 in Dickinson, Alabama geboren. Die Mentalität der Südstaaten beleuchtet er bereits in der wild-wüsten Grotteske »Smonk«, die im vergangenen Jahr auf Deutsch erschien. Sein neuer Roman wäre trostlos, schimmerte am Ende nicht Hoffnung auf: Silas realisiert, dass ihn mehr mit Larry verbindet, als er dachte. Und er stellt sich einer lang verdrängten eigenen Schuld. Ein Anfang.

Tom Franklin: Krumme Type, krumme Type. Aus d. Amerik. v. Nikolaus Stingl, Pulpmaster, 416 S., brosch., 15,80 €.

Rattelschnecks Rezensionen

